

AUSFÜHRLICHER TAGUNGSBERICHT

10. Herzberg-Tagung zum Thema Trauma und Journalismus

Was für Blaulichtorganisationen gilt, trifft auf Journalisten auch zu

Mit der 10. Herzberg-Tagung „Berichten über das Leid, leiden nach dem Bericht – wenn Journalisten traumatische Erfahrungen machen“ setzte der Verein Qualität im Journalismus ein Thema und fand eine Ausbildungslücke.

VON MICHAEL WALTHER

60 Prozent der journalistischen Meldungen, rechnet Mark Brayne vom „Dart Centre for Journalism and Trauma“ in London, haben ein traumatisches Erlebnis zum Gegenstand. Traumatisiert sind Opfer und Angehörige. Dem Trauma ausgesetzt sind oft auch die berichtenden Journalistinnen und Journalisten. Gültig ist dies für die Berichterstattung über einen Verkehrsunfall ebenso wie für den Auslandjournalismus.

Vom Recht, nicht traumatisiert zu werden, sprach an der 10. Herzberg-Tagung des Vereins Qualität im Journalismus unter dem Titel „Berichten über das Leid, leiden nach dem Bericht – wenn Journalisten traumatische Erfahrungen machen“ Gregor Sonderegger, Russlandkorrespondent von Schweizer Fernsehen. Er weilte vom 1. September 2004 bis zum Sturm der Schule am 3. September als Berichtersteller in Beslan und verzichtete darauf, in der Schule unmittelbar nach dem Massaker zu filmen. „Ich wusste, dass wir die Bilder ohnehin nicht bringen. Weshalb sollte ich sie sehen?“ Sonderegger unterstrich die Bedeutung, dass von der Redaktion ernsthaft nachgefragt wird, wie es einem gehe, und sprach von der Wichtigkeit, den Schauplatz auch einmal zu verlassen oder zu spüren, wenn man die Berichterstattung abbrechen muss, weil die Belastbarkeitsgrenze erreicht ist.

Oswald Iten, Auslandsreporter der NZZ, der mit Touristenvisum aus Westpapua in Indonesien berichtete, weil nur so eine Berichterstattung möglich war, wurde im Jahr 2000 in Jayapura zehn Tage inhaftiert und dabei Zeuge tödlicher Folter. Die Schweizer Botschaft in Jakarta, Einzelpersonen sowie NGO's setzten sich für ihn ein – wenn auch mitunter mit dem strategisch ungeschickten Argument, er habe sich „lange für die die Freiheit der Papuas eingesetzt“. Es sei wichtig gewesen, das Gefühl zu haben, im Verliess nicht verschwunden zu sein, so Iten. Auch er erhielt – eins der Mittel zur Traumavorkehrung – von leitender Stelle Wertschätzung für seine Arbeit: Der damalige NZZ-Chefredaktor beförderte ihn während der Zeit im Kerker zum zeichnenden Redaktor.

Die Konfrontation mit traumatischen oder traumatisierenden Erlebnissen ist beileibe nicht nur Sache von Auslands- oder Kriegsberichterstattern. Häufiger betroffen sind Lokaljournalistinnen und -journalisten. Gemäss einer amerikanischen Studie aus dem Jahr 1999 – einer der ersten, nachdem das Thema nach dem Terroranschlag in Oklahoma vom 19. April 1995 ernst genommen wurde – haben drei Viertel der Journalistinnen und Journalisten Erlebnisse mit Feuer, zwei Drittel mit Autounfällen und 60 Prozent mit Mordfällen. Absturz, Angriffe und Erdbeben figurieren weiter hinten auf der Liste. Eine Studie der Universität Hamburg aus dem Jahr 2001 machte bei rund der Hälfte der Journalistinnen und Journalisten eine voll ausgeprägte oder partielle Posttraumatische Belastungsstörung oder eine depressive Störung aus.

Häufig werden die Jungen geschickt

Demgegenüber sind in den – Schweizer – Redaktionen wenig Werkzeuge zur Traumavorbeugung

oder -behandlung vorhanden. Ueli Haldimann – Chefredaktor des Schweizer Fernsehens, in dessen Sportstudio der Verein Qualität im Journalismus für die Tagung Gastrecht hatte; souveräner und engagierter Moderator war Patrick Rohr – bemühte in seinem Statement, warum sein Sender Journalisten in Krisengebieten kein Care-Team mitgibt, das Truman-Zitat, wer die Hitze nicht ertrage, solle die Küche verlassen. Wer schwierige Missionen übernehme, brauche Erfahrung, körperliche Robustheit, Sprachkenntnisse, Stressresistenz. Wer das nicht bewältigen könne, den oder die schicke man gar nicht hin. Der Sender mahne permanent zur Vorsicht. Falls nötig werde Krisenreporterinnen und -reportern Hilfe nach der Rückkehr geboten. Dies sei eine Holschuld. Ein flächendeckendes Angebot sei nicht nötig, so Haldimann.

Dem widersprach der Gründer und ehemalige Leiter des „Dart Centre Europe“, Mark Brayne, heftig. Wenn der Vorgesetzte en passant nach dem Befinden frage, sage jeder „Mir geht es gut“. Wer traumatisierenden Erlebnissen ausgesetzt sei, müsse in einem strukturierten Gespräch nach dem Geschehenen, den Gefühlen und Gedanken gefragt sowie über die Normalität der Stresssymptome aufgeklärt werden. Wenn jemand Anzeichen von Traumatisiertheit aufweise, müsse Wochen später ohne Wenn und Aber wieder nachgefragt werden, sagte der frühere BBC-Korrespondent und heutige Psychotherapeut. Tritt keine Besserung ein, sei eine Traumatherapie in 90 Prozent der Fälle wirksam. Ohne diese Angebote drohe der „Taumabecher“ überzulaufen und sei jede und jeder in Gefahr, einmal wegzubrechen.

Die Auseinandersetzung mit den „tristen Aspekten des Lebens“, wie es an der Tagung genannt wurde, sei weniger belastend, wenn man das Gefühl habe, irgendwem nützlich zu sein, so ORF-Journalist Christoph Feurstein, der die Personen, über die er berichtet, häufig jahrelang begleitet. Eine davon war die Salzburgerin Gerti Jones, die am 3. Januar 2000 den Todeskandidaten Robert William Jones in seiner Zelle in Potosi ehelichte, der am 20. November 2003 hingerichtet wurde – beides in Anwesenheit des Journalisten.

Sein Beispiel machte deutlich, dass häufig gerade junge und unerfahrene Kolleginnen und Kollegen an die Tatorte von Unfällen und Verbrechen geschickt werden – weil dies von den älteren Redaktorinnen und Redaktoren niemand gerne macht. Bei Natascha Kampuschs Verschwinden 1998 wurde der gerade einmal 26-Jährige aufgefordert, die verzweifelte Mutter zu interviewen. „Es hiess, schicken wir den Jüngsten. So habe ich das Thema geerbt.“ Feurstein blieb dann freilich dran. „Ich bemerkte, dass es der Mutter schlecht geht. Niemand realisierte, dass sie auch Opfer ist. Ich vermittelte sie an die Opferhilfe. Da fühlte sie sich halt auch ernst genommen.“

Verantwortung der Arbeitgeber

Die Fernsehzuschauerinnen und -zuschauer dürfen davon ausgehen, dass das, was sie sehen, bereits geglättet ist. An vier Beispielen – zwei Terroranschlägen durch Palästinenser, einem Anschlag in Sri Lanka sowie dem russischen Angriff auf die georgische Stadt Gori am 9. August 2008 – zeigte SF-Newsproduzent Martin Blumenstein, was „Tagesschau“-Zuschauer nicht sehen – er hingegen schon. Ins Archiv abgelegt werden freilich die ganzen Filme. Jeder, der mit dem Material arbeitet, wählt die Bilder von neuem aus – nach den publizistischen Leitlinien, die im Haus bestehen. Was gezeigt wird, ist dabei in den letzten zehn Jahren tendenziell härter geworden.

Eine Reihe von Journalistinnen und Journalisten berichteten am Nachmittag, wie sie mit dem Problem umgehen. Bei einem kurzen Kidnapping, das böse hätte ausgehen können, griff im Fall von SF-Nahostkorrespondent André Marty sein persönliches Dispositiv – nicht die Vorkehrungen des Arbeitgebers. Ohne Anruf alle zwei Stunden, wenn er sich in einer Gefahrenzone aufhält, schlägt ein Kollege Alarm. Mit Hilfe des schweizerischen Aussendepartements wurde er in jenem Fall lokalisiert und kam frei. Marty nutzt ferner regelmässig die Angebote des „Dart Centre“.

Bei Radio Pilatus wird nach Anzeichen von Traumatisierungen unter jungen Redaktorinnen und Redaktoren mit dem Care-Team der Kantonspolizei zusammengearbeitet. Auf Nachbearbeitung und darauf, „dass wir bei Umweltkatastrophen unsere Aufgabe als Führungsinstrument bewusst wahrnehmen“, setzt auch Matthias Bärenfaller, Programmleiter Radio Rottu (Gondo, Bergsturz Randa, Hochwasser Brig). „Tages-Anzeiger“-Gerichtsreporter Thomas Hasler hat gelernt, „Anklageschriften und Tatschilderungen zu lesen, ohne dass ich mir alles in Vierfarbendruck übersetze“, dies im Bemühen, dabei doch als Journalist „offen, zugänglich und berührbar zu bleiben“.

Brigitte Dubacher, Ausbildungschefin bei der Kantonspolizei Luzern, implementierte die Traumavorbeugung und -verarbeitung in ihrem Korps. Sie gab klare Handlungsregeln: Sich auf das Ereignis vorbereiten. Es sei besser, sich gleich das Schlimmste vorzustellen, was einen erwarten könne. Sich überlegen, wie weit man geht: Konkrete Anblicke wenn möglich und ungewollte Konfrontation mit Leichen, Leichenteilen, Blut und Angehörigen vermeiden, etwa Mikrofon, Kamera oder Kugelschreiber bewusst als Filter setzen.

Besondere Bedeutung misst auch Dubacher der strukturierten Nachbearbeitung zu. Auch sie setzt auf die Bringschuld der Arbeitgeber, nicht die Holschuld der Arbeitnehmer: „Ein Betrieb hat die Verantwortung, die Betreuungsangebote zur Verfügung zu stellen. Was für die Blaublichtorganisationen gilt, trifft auch für die Journalisten zu.“ Die Holschuld der Arbeitnehmer bestehe nur darin, diese dann auch zu nutzen.

Journalistische Qualität hängt mit journalistischer Ausbildung zusammen. Mit dem Tagungsthema Trauma hat der Verein Qualität im Journalismus eine Ausbildungslücke gefunden und ein Thema gesetzt. Hierzulande bietet gerade einmal die Schweizer Journalistenschule MAZ einen Kurs dazu an. Im Ausland sind Angebote bei WDR oder BBC weit verbreitet.

Von allen Herzberg-Tagungen des Vereins war diese wohl die nachhaltigste. Wiederholt war von der Ökonomie die Rede. So erwähnte etwa einmal eine leitende ARD-Redaktorin mit dem Taschenrechner, einen kranken Journalisten durchzuschleppen, komme sie viel zu teuer. Das letzte Wort in Sachen Traumaverhütung und -behandlung dürfte in den Schweizer Medienhäusern noch nicht gesprochen sein. Mehrmals wurde an der Tagung konstatiert, dass schlimmstenfalls ein Gerichtsprozess oder ein Todesfall nötig sei, bis die Chefs in den Redaktionen das Thema wirklich ernst nehmen.

Der Verein Qualität im Journalismus führte mit der Tagung auch wieder einmal die Notwendigkeit der dritten journalistischen Kompetenz vor Auge – nebst der Fachkompetenz, dem Beherrschen des Handwerks, und der Sachkompetenz, zu wissen, worüber man schreibt, der Sozialkompetenz: Sie ist unabdingbar für Journalistinnen und Journalisten im Umgang mit Opfern und Angehörigen. Sie ist Voraussetzung für Vorgesetzte im Umgang mit Mitarbeitenden – damit in Zukunft einem, der aus einer Krisenregion zurückkehrt, mehr geboten wird als der Satz: „Mach mal eine warme Dusche, dann wird das alles schon wieder.“ Sozialkompetenz brauchen auch die Journalisten im Umgang mit sich selber. Sie sollen sich selbst auch Sorge tragen. BBC schickt nur Journalistinnen und Journalisten mit Familie in Krisengebiete – weil sie die Grenzen besser kennen.

Dokumentation: www.quajou.ch

Verein Qualität im Journalismus, info@quajou.ch, www.quajou.ch

Michael Walther, 1964, ist freischaffender Journalist, Buchautor und Mediendozent in Flawil SG. Er ist Vorstandsmitglied des Vereins Qualität im Journalismus und betreut die Webseite www.quajou.ch. (m-walther@bluewin.ch, Pf., CH-9230 Flawil SG, 071 393 89 88)